

INES ROTH
Julias Insel

INES ROTH

*Julias
Insel*

ROMAN

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 05/2021

Copyright © 2021 by Diana Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagmotiv: © Lee Avison/Trevillion Images;

Igor Ustynskyy/Moment/Getty Images;

Shutterstock.com (Gabriela Beres; shalom3;

Nadezhda Kharitonova)

Redaktion: Cathérine Fischer

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-36087-7

www.diana-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

Für Marianne

1

Der Mann hielt Julia in den Armen und küsste sie. Julia liebte ihn nicht, sie war nur ein bisschen in ihn verliebt, und das ganz frisch, und sie wusste jetzt schon, dass sie nicht mit ihm hätte ins Bett gehen sollen. Andere konnten das, einfach so. Sie nicht. Bei ihr nahm es immer ein schlechtes Ende. Aber sie war schon lange nicht mehr mit einem Mann zusammen gewesen, und ihre Sehnsucht nach Küssen und Umarmungen war groß. Also küsste sie ihn auch, genoss seine Wärme und wünschte sich, er würde sie nie wieder loslassen.

Der Mann hieß Marc. Er ließ sie los.

»Was ist?«

»Ich kann nicht. Ich kann mich nicht konzentrieren.«

»Wieso?«

»Deine Katze starrt mich an.«

Katze saß auf dem Wandbord gegenüber dem Bett und hatte den Blick fest auf Marc gerichtet. Ihre Augen, deren Farbe sie nach Bedarfslage ändern konnte, leuchteten in einem giftigen Gelbgrün.

»Sie mag mich nicht«, sagte Marc anklagend.

Das stimmte, aber es war nicht das Problem.

»Sie mag überhaupt keine Männer, die in meinem Bett liegen. Sie starrt alle so an.«

Marc rückte von ihr weg. »Liegen so viele Männer in deinem Bett?«

»Gar nicht. Nur ganz selten mal einer. Du bist seit Langem der erste.«

Julia streckte die Arme nach ihm aus. »Komm wieder her, Marc. Bitte. Mach einfach die Augen zu und vergiss sie.«

»Wie denn? Ich weiß, dass sie mich anstarrt. Wie soll ich das vergessen? Kannst du sie nicht rausschaffen?«

Julia schwang die Beine über den Bettrand, doch bevor sie die Füße auf den Boden setzen konnte, war Katze mit einem Sprung auf dem Schrank und richtete den Blick wieder auf Marc.

»Von da kriege ich sie nicht runter. Ich muss die Leiter holen, und bis ich oben bin, ist sie längst woanders.«

Marc stand auf, zog Jeans und Shirt über, schlüpfte in die Schuhe, griff nach der Jacke und angelte seine Socken unter dem Bett hervor. Er hob den Kopf, der vom Bücken rot angelaufen war.

»Wenn ich wiederkomme – falls ich je wiederkomme –, kannst du dieses Tier dann bitte wegsperren?«

Ich versprech's dir, wollte Julia sagen, aber er hatte die Tür schon hinter sich zugeschlagen. Oben auf dem Schrank senkte Katze den Kopf und schloss die Augen, als wolle sie sagen: erledigt.

Julia stand auf und wickelte die Decke um sich. »Dummes Tier! Musste das sein? Er war der erste Mann seit Ewigkeiten.«

Es klingelte.

»Er kommt zurück!«

Sie rannte zur Tür und riss sie auf. Es war nicht Marc.

Den Mann, der davorstand, hatte sie seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, doch er sah noch fast genauso aus wie damals: breitschultrig, mit auffallend großen Händen und Füßen und einem breiten Gesicht mit hohen Wangenknochen und ausgeprägter Kieferpartie. Nur das üppige, wellige Haar, das er nackenlang und zurückgestrichen trug, war jetzt grau, ebenso wie seine Augenbrauen, und zu beiden Seiten des Mundes gab es jede Menge Falten.

»Gert! Was machst du hier?«

Er sah sie finster an.

»Das frage ich mich auch. Kam der junge Mann auf der Treppe, der seine Socken in der Hand trug, von dir?«

»Und wenn? Was geht's dich an?«

»Immer noch so reizend wie früher. Kann ich reinkommen, oder muss ich draußen bleiben?«

Julia hielt ihm die Tür auf. Er trat herein und musterte ihr Dachatelier mit der langen Fensterfront, dem abgenutzten Holzboden, den vollgestopften Bücherregalen, der offenen Küche, dem Tisch mit den verschiedenen Stühlen und dem verschnörkelten, leichengrün gestrichenen Eisenbett, das sie billig bekommen hatte, weil es leichengrün und verschnörkelt war. Er blickte mit hochgezogenen Augenbrauen auf ihre Staffelei, den Rollwagen mit ihrer Palette und den Farben und ging schließlich wie ein Museumsbesucher an den Wänden entlang, betrachtete ihre Bilder, die dort hingen oder lehnten, und schüttelte immer wieder abfällig den Kopf.

»Dafür bist du sechs Jahre hier in München auf die Kunstakademie gegangen? Vergeudete Zeit, rausgeschmisenes Geld. So was kauft doch keiner. Davon lebst du?«

»Allerdings. Und gar nicht mal so schlecht«, sagte sie und verschwieg, dass sie außerdem im Souvenirshop jobbte.

Vor dem Fenster standen zwei Lehnssessel vom Trödelmarkt mit einem Korb Tisch dazwischen. Er setzte sich aufatmend in den größeren.

»Was soll das, Gert? Warum bist du gekommen?«

Er zeigte auf die Decke, in die sie gewickelt war.
»Willst du dir nicht was anziehen?«

Eigentlich wollte sie das. Die Decke hing schwer an ihr, und es war mühsam, sie festzuhalten. Nach all den Jahren fing er sofort wieder an, ihr zu sagen, was sie tun sollte, und sie wurde wieder so trotzig und eigensinnig wie als Kind. Dabei war sie kein Kind mehr. Sie wurde nächstes Jahr dreißig.

»Nein, will ich nicht. Was machst du hier?«

»Deiner Mutter geht's nicht gut. Sie hat gesagt, ich soll dich holen.«

»Was heißt: nicht gut?«

»Sie hat es mit dem Magen.«

»Was soll das heißen: mit dem Magen?«

Er sah sie mit seinen schmalen grauen Augen abweisend an und antwortete nicht.

»Und? Sag schon.«

»Krebs.«

Ein eisiger Windstoß ließ Julias Herz gefrieren. »Das ist nicht wahr, Gert. Das kann nicht sein. Du lügst mich an.«

»Glaubst du, ich würde so was sagen, wenn es nicht wahr wäre?«

Seine Stimme, die sonst voll und grob klang, war dünn

und brüchig wie bei jemandem, der Schmerzen hat. Katze sprang mit einem Satz vom Schrank aufs Bett und von da auf seinen Schoß und fing an zu schnurren.

»Wieso weiß ich nichts davon?«

»Weil sie's dir persönlich sagen wollte. Wenn ihr jetzt im Frühjahr auf die Insel fahrt. Das wäre ja in zwei Wochen gewesen. Aber sie schafft es nicht. Sie kann im Moment nur liegen.«

»Seit wann hat sie das? Kann man nichts machen? Was habt ihr ...«

»Lass uns während der Fahrt darüber reden. Wenn du schnell packst, sind wir in zwei Stunden bei ihr.«

»In zwei Stunden nach Bremen? Wie willst du das schaffen?«

»Unten wartet ein Wagen und auf einem Flughafen hier in der Nähe ein Privatflieger.«

»Okay. Bin gleich so weit.«

Er hob angeekelt die Hände. »Und könntest du bitte dieses Tier von mir wegnehmen?«

»Nein, kann ich nicht. Erstens wäre sie sowieso gleich wieder da, weil sie nur tut, was sie will, und zweitens muss sie in den Käfig, damit ich sie mitnehmen kann. Sie versteckt sich, wenn sie den Käfig sieht, und dann muss ich endlos nach ihr suchen, und wir kommen nicht weg.«

»Du willst sie mitnehmen? In mein Haus?«

»Ja, natürlich. Soll sie hierbleiben und verhungern? Sie kann sich die Katzenfutterdosen nicht selber aufmachen.«

Julia zog sich an, brachte den grünen Plastikkäfig und hielt ihn ihm hin. Er legte seine großen Hände auf Katze und hob sie durch das Türchen hinein, und sie

zappelte und fauchte nicht wie sonst, sondern blieb ganz ruhig. Julia stellte den Käfig dicht neben Gerts großen Fuß in dem eleganten, handgenähten Schuh, und nun schnurrte Katze laut.

»Halt den Fuß still, Gert. Es gefällt ihr bei dir. Anscheinend mag sie dich, keine Ahnung, warum. Sie spinnt manchmal ein bisschen.«

Aprilregen schlug gegen die Autofenster und ließ die Scheibenwischer rasen. Der schwere Wagen mit der gläsernen Trennscheibe fuhr viel zu schnell über die Landstraßen. Gert hatte dem Fahrer beim Einsteigen einen lilafarbenen Geldschein in die Hand gedrückt und gesagt, dass es noch so einen geben würde, wenn er es in der halben Zeit schaffte. Julia stellte den Käfig mit Katze, der im Fußraum hin- und herrutschte, neben sich auf den Sitz und legte den Arm darum.

»Also. Was ist? Seit wann wisst ihr es?«

»Noch nicht so lange. Seit sechs Monaten. Seit sie von der Insel zurück ist. Nach euren Herbstferien. Sie hatte nie Hunger und fast nichts gegessen, und trotzdem war ihr ständig übel.«

Er sprach nicht weiter.

»Und? Was habt ihr gemacht? Operiert?«

»Wenn der Tumor nur im Magen sitzt, kann man ihn mit dem Magen herausoperieren. Kein Problem. Aber er war schon in die Magenwand gewachsen und hatte gestreut. Bauchraum, Leber, Niere.«

»Was ist mit Chemo?«

»Die Methode der Wahl. Sie reduziert den Tumor, und dann wird operiert. Viele Metastasen verschwinden sogar

ganz. Es ist keine vollständige Heilung, aber es verlängert die Lebenszeit. Mindestens um ein Jahr. Ich will unbedingt, dass sie das macht, aber ... «

Er verstummte.

»Aber was?«

»Sie weigert sich.« In seiner Stimme klang das Erstaunen darüber, dass sie nicht tat, was er wollte, wie sonst immer. »Sie will sich mit dem Zeug nicht vergiften, nur für ein bisschen geschenktes Leben, das kein Leben mehr ist, sagt sie. Aber wenn nichts passiert, dann ... dann ist sie bald ... tot.«

Der Fahrer fuhr rasant in die Kurve, und Julia wurde mit dem Käfig gegen Gert geschleudert. Katze fauchte.

›Tot‹. Die Kälte, die sich über Julias Herz gelegt hatte, als er ›Krebs‹ gesagt hatte, wurde immer stärker und kroch ihr in die Oberarme und den Rücken hinunter.

»Und du lässt sie sterben? Du sagst mir nicht Bescheid? Du wartest ab? Du tust einfach nichts?«

»Deine Mutter ... Ellen will es so ...«

»Seit wann machst du, was sie will? Das hast du doch nie getan. Du tust immer nur, was du willst.«

»Ja. Aber Ellen tut nicht mehr, was ich will. Ich habe geredet wie ein Weltmeister. Nichts zu machen. Sprich du mit ihr.«

Der Fahrer hielt vor einem Gittertor, das sich automatisch öffnete, fuhr auf das Flugfeld und bremste vor der kleinen weißen Maschine, die dort stand. Gert ließ den zweiten Geldschein auf den Beifahrersitz flattern, nahm Julias Koffer, Julia griff nach dem Käfig, und sie liefen durch den stärker werdenden Regen über den glänzenden Asphalt und die Stufen der Gangway hinauf.

Sie war schon früher mit Gert im Privatjet geflogen, doch nie in einem so aufdringlich teuer ausgestatteten mit weißem Leder, Wurzelholz, vergoldeten Griffen und Beschlägen. Die Stewardess war eine Augenweide, und ihre Uniform passte zur Einrichtung.

»Seit wann stehst du auf Prunk und Protz, Gert?«

»Hab in der Eile nichts anderes gekriegt. Ist sündteuer, bloß wegen dem Schnickschnack und dem aufgetakelten Mädchen. Aber Ellen war's wichtig, dass du schnell kommst.«

Er sah sie zornig an. »Wenn es dir nicht passt, steig aus und geh zu Fuß und lass sie warten.«

»Was darf ich Ihnen bringen?«, fragte die Stewardess. »Kaffee, Tee, Kakao? Champagner, Wein, Bier? Einen Imbiss oder das Drei-Gänge-Menü?«

Gert schüttelte den Kopf.

Die Stewardess spähte in den Käfig. »Das ist ja eine bezaubernde kleine Dame. Du hast doch sicher Hunger, oder?«

Katze, die jede neue Situation sofort erfasste, miaute kläglich, als wäre sie am Verenden.

»Darf ich sie mitnehmen in die Küche? Zu unserem Menü für Stubentiger: Thunfisch, Steak und zum Nachtisch Krabben?«

Gert trommelte mit den Fingern auf der Sessellehne. »Nun gehen Sie schon. Und entfernen Sie dieses Tier.«

Die Stewardess griff nach dem Käfig und flüchtete.

Er lehnte sich zurück, legte die Hände übereinander, schloss die Augen und schob die Fersen nach vorn, und Julia wusste, dass er schon schlief, bevor er die Beine ausgestreckt hatte. Er konnte überall und sofort schlafen

und tat es auch, und wenn er nach einer Viertelstunde aufwachte, war er wieder ganz frisch.

Sie sah in sein Gesicht, in dem sich außer Müdigkeit und den Spuren des Alterns auch eine Erschöpfung abzeichnete, die sie noch nie bei ihm gesehen hatte.

Sie dachte daran, wie sie ihn kennengelernt hatte. Sie war neun gewesen und er Anfang vierzig, ein gut aussehender, eindrucksvoller Mann, das damals noch schwarze Haar wie jetzt zurückgestrichen, das Gesicht mit den schmalen Augen, hohen Wangenknochen und vollen Lippen fast indianisch anmutend.

Ellen hatte ihn mitgebracht auf die Insel und ins Haus, zu ihr und Helene. »Darf ich vorstellen?«, hatte sie halb im Ernst und halb im Scherz gesagt, und ihr schönes Gesicht war ganz rot geworden. »Das ist Gert Arnim. Ich habe euch von ihm erzählt. Wir lieben uns und wollen heiraten. Aber vorher müsst ihr ihn kennenlernen und damit einverstanden sein.«

Sie wies auf die beiden.

»Das sind die wichtigsten Menschen in meinem Leben: meine Tochter Julia und meine Mutter Helene.«

Gert küsste Helenes Hand, schüttelte Julias und sagte: »Hallo.«

Seine Hand fühlte sich gut an, groß und warm und kräftig, und einen Moment lang dachte Julia, er sei ihr Vater, der weggegangen war, bevor sie geboren wurde. Sie stellte sich oft vor, er würde zurückkehren und sie sehen und sagen: »Was bist du für ein wunderbares Mädchen! Wenn ich gewusst hätte, dass du meine Tochter bist, wäre ich schon viel früher gekommen.« Vielleicht war dies ja der erträumte Moment. Aber dann fiel ihr

ein, dass ihr Vater Robert hieß und nicht Gert und dass er zwar auch hochgewachsen, aber schmal und blond war auf dem Foto, das Helene ihr gezeigt hatte. Dieser breitschultrige dunkle Mann, der ein bisschen aussah wie Winnetou, konnte es nicht sein.

Sie drückte sich an Helene.

»Hallo«, sagte sie vorsichtig.

»Ich bringe Gert jetzt ins Hotel«, sagte Ellen. Doch sie kam noch mal zurück und kniete sich vor Julia.

»Gert ist ein sehr netter Mann, du wirst sehen. Er freut sich so, dass er eine Tochter kriegt. Und du bekommst endlich einen Vater. Und ein richtiges Zuhause.«

Draußen auf der Veranda räusperte sich Gert laut. Ellen küsste Julia, sprang auf und lief hinaus.

»Das hier ist ein richtiges Zuhause, Omalene.«

Helene seufzte. »Er hat ein sehr schönes Haus ...«

»Wir auch.«

»Aber es ist klein, alt und baufällig, und du und Mama, ihr habt bloß die zwei winzigen Zimmer im ersten Stock. Bei Gert hast du endlich viel Platz.«

Julia schlang die Arme um Helene.

»Ich brauche nicht mehr Platz. Unsere Zimmer sind nicht winzig, und ich habe den Garten und die Straßen und den Strand und die Nordsee und die ganze Insel.«

Helene seufzte wieder und wiederholte, was Mama gesagt hatte: »Er ist bestimmt ein netter Mann. Du wirst sehen.«

»Warum kann er uns nicht einfach besuchen kommen und im Hotel übernachten? So wie jetzt. Oder im Wohnzimmer schlafen.«

Helene lächelte und strich ihr übers Haar.

»Er heiratet deine Mutter, und dann will er auch, dass sie bei ihm lebt. So ist das, wenn man verheiratet ist. Und du willst doch bei deiner Mutter sein, oder?«

»Ja. Aber ...«

»Na also. Das wird schon, Schätzchen. Gerts Haus ist wirklich schön. Ich habe Fotos gesehen. Und er ist ein reicher Mann, er hat eine Schiffswerft und andere Firmen und landwirtschaftliche Betriebe und Immobilien. Er kann dir alles kaufen, was du dir wünschst. Ein Pony zum Beispiel. Und die Reiterbarbie.«

Ein Pony war Julias größter Traum, und die Barbie im Reiterdress hatte sie letzte Woche im Schaufenster entdeckt und Helene bittend angeschaut, aber Helene hatte bedauernd den Kopf geschüttelt. Jetzt wünschte sich Julia, sie hätte die Reiterbarbie nie gesehen und nie ein Wort über das Pony verloren.

Sie umfasste Helene fester. »Ich will kein Pony und keine Barbie, Omalene. Ich will nie wieder etwas, versprochen. Ich will nur bei dir bleiben.«

»Ach, Schätzchen.« Helene drückte sie an sich. Ihre Stimme klang seltsam, und Julia sah hoch. Helene sah auch seltsam aus. Als ob sie weinte. Helene weinte nie. »Damen weinen nicht, es macht dicke Augen und verschmiert die Wimperntusche.« Doch nun kniff sie die Lider zusammen, zwinkerte und schniefte.

»Red nicht so. Mir wär's ja auch lieber, aber – nein, nein. Lass uns nicht davon sprechen. Deine Mutter hat recht. Es wird Zeit, dass du eine richtige Familie kriegst. Einen Vater. Verheiratete Eltern. Keine so halb gare Existenz mit zwei einschichtigen Frauen wie bis jetzt.«

»Was sind einschichtige Frauen?«

»Solche wie deine Mama und ich. Die allein leben. Ledig sind. Keine Männer haben. Weil sie sie nicht halten können. Weil sie ihnen weglaufen oder wegsterben.«

Sie zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel, tupfte damit unter den Augen herum und putzte sich die Nase.

»Das ist alles ganz richtig so. Du ziehst zu Gert und Mama und wirst ein wunderschönes Leben haben.«

Sie legte die Hände um Julias Gesicht, hob ihren Kopf und sah sie an. Ihre dunklen Augen blickten streng und fordernd. »Versprich mir etwas, Julia. Der Gert ist ein netter Mann und wird sich sehr bemühen. Aber ich glaube, er weiß nicht, wie man mit Kindern umgeht. Er hat ja noch keine. Gib du dir auch Mühe, ja? Sei nicht zu streng und widersprich nicht gleich, wenn dir etwas nicht gefällt. Zeig ihm, dass du ihn magst. Dann wird alles viel leichter. Versprich's mir!«

Julia wollte betteln, dass sie bei ihr bleiben konnte, aber wenn Helene so ein Gesicht machte, hatte es keinen Sinn. Sie nickte und sagte »Versprochen« und nahm sich fest vor, nett zu Gert zu sein und sich mit ihm anzufreunden. »Anfreunden« klang gut, fand sie. Sie wusste nicht, wie sie Vater und Tochter werden sollten, wie sollte das gehen? Aber bestimmt konnten sie Freunde werden.

Doch auch das war schwierig, denn Gert interessierte sich nur für Mama. Er war höflich zu Helene und stellte Julia viele Fragen, aber noch während sie antwortete, schweifte seine Aufmerksamkeit ab zu Mama. Er sah sich um und rief »Ellen, wo bist du, komm, setz dich zu mir«, sah ihr zärtlich ins Gesicht, nahm ihre Hand zwischen seine oder legte den Arm um ihre Schultern,

mit einer so besitzergreifenden Geste, als wäre sie sein Eigentum.

Das ist meine Mama, sie gehört dir nicht, dachte Julia dann, sie gehört niemandem, und wenn, gehört sie Oma-lene und mir. Sie sah auf seinen Arm, der schwer auf Mamas Schulter lag, seine Hand, die nach Mamas Hand tastete, seine Finger, die Mamas Wange streichelten, und etwas in ihr zog sich zusammen, und ihr wurde kalt.

Am schlimmsten war die Hochzeit. Mama und Gert saßen auf zwei Stühlen vor einem Schreibtisch, und der Mann hinter dem Schreibtisch redete lange darüber, wie wichtig sie für einander waren, am wichtigsten von allen Menschen auf der Erde. Als er fertig war, unterschrieben sie etwas und steckten einander goldene Ringe an, und der Mann sagte zu Gert: »Sie dürfen die Braut jetzt küssen.« Gert nahm Mama in die Arme und küsste sie, er hörte gar nicht mehr damit auf, die zierliche Mama verschwand fast in seiner Umarmung, und Julia konnte sie kaum noch sehen.

Sie warf sich auf Gert und zerrte an seinem Arm. »Lass sie los, lass meine Mama los!«

Noch als sie abends im Bett lag, stieg ihr die Hitze der Scham ins Gesicht, wenn sie daran dachte. Gert hatte sie abgeschüttelt und gelacht, und der Mann hinter dem Schreibtisch und die Trauzeugen hatten in sein Gelächter eingestimmt. Ellen hatte sie in die Arme genommen und gesagt: »Alles in Ordnung, Liebes. Er tut mir doch nichts.« Aber darüber hatten Gert und die anderen noch mehr gelacht. Nur Helene hatte Julia zugezwinkert und geflüstert: »Gut gemacht, Schätzchen. Ich habe auch schon Angst gehabt, dass sie keine Luft mehr kriegt.«

Der Mond schien ins Zimmer und auf die Umzugskartons, in denen alles verpackt war, was ihr gehörte: Kleider und Bücher, Puppen, Plüschtiere, ihr Spielzeug und die Schulsachen. Von den Möbeln durfte sie nichts mitnehmen.

»Aber was machen wir ohne Möbel?«

»Gert hat welche. Gute, wertvolle. Antiquitäten. Die sind viel schöner als unser billiger Kram.«

Julia machte die Augen zu, denn Ellen hatte gesagt, sie müssten morgen früh aufstehen. Aber sie konnte nicht schlafen. Sie stand auf und öffnete das Fenster und brauchte all ihre Kraft, damit es aufging, ohne ein Geräusch zu machen.

Helenes Haus war wirklich sehr alt, Fenster und Türen klemmten, Dielen und Stufen ächzten, die Gasheizöfen fauchten laut, und die Wasserrohre machten Töne, die klangen wie Gewehrschüsse. Aber es war wunderschön, rot mit breiten weißen Fensterrahmen, einer Veranda und einem großen Garten, einem Schuppen und einem Brunnen, mit Helenes Blumenbeeten, der wild wachsenden Wiese und rosa und lila Rhododendren am Zaun.

In der Ferne hörte sie Froschquaken und Hundegebell. Wenn sie den Waldweg, an dem sie wohnten, immer weiter ging, kam sie ans Meer, und sie meinte, sein Rauschen zu hören, hinter dem Quaken der Frösche, obwohl das eigentlich nicht möglich war.

»Willst du sie nicht noch ein bisschen hierlassen, Ellen?«, kam plötzlich Helenes Stimme von unten.

»Würde ich gern. Ich weiß, das ist jetzt schwierig für sie, aber je eher sie sich daran gewöhnt, mit Gert in

seinem Haus zu leben, desto besser. Er ist ein bisschen unbeholfen, aber er hat ein gutes Herz.«

Helene seufzte.

»Ich tue es doch auch für Julia. Du warst Zimmermädchen in Störtebeker's Hotel und arbeitest bei denen im Andenkenladen, und ich bin da Hausdame. Was können wir ihr bieten? Bei Gert kann sie alles haben, Studium, Auslandsaufenthalt, die richtigen Leute kennenlernen, gut heiraten. Und wenn er sie adoptiert, dann erbt sie irgendwann mal sehr viel Geld, ganz egal, wie viele Kinder wir noch kriegen, es ist genug da.«

»Geld ist nicht alles, Ellen.«

»Natürlich nicht. Aber es ist so schwer, zu verdienen. Und einen guten Mann zu finden ist noch schwerer. Du weißt doch selber, wie das ist, Mama. Vor allem, wenn man nicht mehr blutjung ist und ein Kind hat. Ich treffe nicht jeden Tag jemanden wie Gert, der mich unbedingt heiraten will. Und außerdem noch jede Menge Geld hat. Die Chance will ich nutzen, besonders für Julia.«

Helene schwieg.

Sag was, dachte Julia hoffnungsvoll. Sag, dass ich trotzdem hierbleiben soll. Erst mal. Nur noch ein bisschen.

Helene seufzte wieder, aber es war ein Seufzer der Zustimmung, und Julias Hoffnung sank in sich zusammen.

Die Verandabohlen hatten geknarrt, die Tür gequietscht, die Stufen geächzt, Ellen war in ihr Zimmer gegangen und würde gleich die Schiebetür öffnen, um noch mal nach Julia zu sehen, und Julia war mit einem Sprung im Bett gewesen. Ellen war hereingekommen, hatte über ihr Haar gestrichen und leise und wie zu sich selbst gesagt »Alles wird gut« und war wieder hinausgehuscht. Julia

hatte dem Klang ihrer Stimme und ihren Worten noch lange nachgelauscht, bis sie endlich eingeschlafen war.

Die Stewardess brachte Katze, die im Käfig zusammengerollt döste, und fragte, ob sie angeschnallt seien, denn sie würden gleich landen.

Gert schrak hoch. »Wir landen? Wie lange habe ich geschlafen?«

»Über eine Stunde.«

Er sah auf die Uhr. »Ich wollte doch nur fünfzehn Minuten ...«

»Du warst müde.«

Er schüttelte ärgerlich den Kopf, zog einen Blisterstreifen Tabletten aus der Brusttasche, löste zwei heraus, warf sie mit Schwung in den Mund und schluckte sie hinunter.

»Was ist das?«

»Ach, nichts. Ellen will, dass ich die nehme.«

Sie warteten ungeduldig, bis das Flugzeug stand, sprangen auf, drängten zur Tür hinaus, kaum dass die Stewardess sie geöffnet hatte, und eilten die Gangway hinunter. Unten wartete ein Wagen, schwer, schwarz und schnell wie der, mit dem Gert sie abgeholt hatte, aber dieser gehörte ihm, und der Fahrer, der Julias Koffer nahm und die Türen aufhielt, war Klaus Krüger, der Gert schon immer gefahren hatte, solange Julia sich erinnern konnte.

»Hallo, Klaus.«

»Hallo, Frau Lechfeld.«

»Wir haben uns mal geduzt, oder?«

»Ist 'ne Weile her. Zehn Jahre. Bevor Sie uns verlassen haben. Da waren Sie knapp erwachsen. Sie hatten gerade

erst Abitur gemacht.« Er sah zu Gert. »Aber an mir soll's nicht liegen.«

Gert schnaubte. »Ist mir egal, wie Sie meine Stieftochter anreden, Hauptsache, Sie fahren.«

»Bin ja unterwegs, Herr Arnim.«

Julia sah zum Fenster hinaus. Es dämmerte. Schatten fielen auf die grünen Wiesen mit den schwarz-weiß gefleckten Kühen und die blühenden Obstbäume in den Gärten der roten Backsteinhäuser, und der weite blaue Himmel über dem flachen Land wurde matt.

Als sie zum ersten Mal hier entlangefahren war, hatten die Bäume auch gerade geblüht. Damals hatte Ellen neben ihr gesessen und ihre Hand gehalten und war gesund und wunderschön gewesen mit den kastanienbraunen Locken und roten Lippen, so schön, dass Klaus Krüger, der noch ganz jung war, jedes Mal errötete unter seinen Sommersprossen, wenn er sie ansah.

Gert, der vorne gesessen hatte, hatte sich umgedreht und ihnen zugelächelt. »Gleich sind wir da.«

Ellen drückte Julias Hand. »Es wird dir gefallen. Dein Zimmer ist riesengroß. Fast so groß wie der erste Stock in Helenes Häuschen.«

»Und wo ist dein Zimmer?«

»Ich habe keines mehr. Aber das Schlafzimmer ist ganz nahe bei deinem.«

»Mit einer Schiebetür?«

Gert hatte gelacht.

»Nein, Liebes. Ich schlafe ja nicht mehr allein. Aber du kannst immer zu mir kommen, wenn was ist.«

Mama hatte den Arm um ihre Schulter gelegt, und Julia hatte den Duft ihres Parfüms gerochen.

Sie starrte hinaus in die immer schattiger werdende Landschaft, durch die der schwere Wagen raste, und meinte, das Parfüm wieder zu riechen und vor allem Ellens eigenen Duft, der warm, weich, süß und viel bezaubernder war als jedes Parfüm.

Klaus Krüger sah im Rückspiegel ihr Gesicht und fuhr noch schneller. An der Einfahrt zum Grundstück bremste er scharf, bog ab und holperte auf dem Weg zwischen den Feldern zum Tor und aufs Haus zu.

Nichts hatte sich verändert. Nur die Büsche und Bäume auf dem gepflegten englischen Rasen waren in den zehn Jahren dichter und höher geworden. Auch das Haus mit dem grauen Schieferdach, den Erkern und Türmchen, dem steinernen, von Säulen getragenen Balkon und den schmalen, hohen Fenstern sah aus wie damals. Alles war dunkel, nur das Fenster des Schlafzimmers im ersten Stock leuchtete hell in der Dämmerung.

Kies knirschte unter den Reifen, der Wagen geriet ins Rutschen, das Licht über der Haustür ging an, und Klaus Krüger bremste so stark, dass der Kies spritzte.

Julia öffnete die Autotür schon, als der Wagen noch nicht stand, drückte die schwere Haustür auf, rannte durch das halbdunkle Treppenhaus in den ersten Stock, blieb einen Moment stehen, um Luft zu holen, und öffnete behutsam die Schlafzimmertür.

Ellen lag in dem riesigen Ehebett, in dem sie schon immer verloren gewirkt hatte und jetzt fast verschwand. Sie war nur noch Haut und Knochen, ihr Gesicht gelblich und eingefallen und ihr Haar, das sie nicht mehr nachgefärbt hatte, zur Hälfte grau.

Sie sah das Erschrecken in Julias Gesicht und strich

sich mit der mageren Hand über den Scheitel. »Ich sehe furchtbar aus, ich weiß, Liebes. Hat Gert dir nicht gesagt, dass ich so abgenommen habe?«

Hätte er doch bloß, dachte Julia.

»Du siehst nicht furchtbar aus. Du bist bloß schrecklich dünn geworden.«

Sie kroch aufs Bett und legte sich neben Ellen.

»Warum hast du mir nichts gesagt, Mama? Wir haben dauernd telefoniert. Du weißt es seit einem halben Jahr und sagst mir nichts! Ich lebe weiter wie sonst und denke, alles ist in Ordnung, dabei ist alles total in Unordnung.«

»Ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst. Du hättest ja gar nichts tun können. Ich habe gedacht, ich schaff's noch auf die Insel, jetzt im Frühjahr. Da hätten wir unsere Ruhe gehabt und über alles geredet. Da hätte ich dann vielleicht auch ...«

Sie unterbrach sich.

»Was, Mama?«

»Ach, nichts.« Sie nahm Julias Hand und hielt sie so fest, dass es wehtat. »Hör mal, Julia. Wenn ich sterbe, will ich auf der Insel begraben werden. Nur da, hörst du? Denkst du daran?«

»Du stirbst nicht, Mama. Noch eine ganze Weile nicht. Du brauchst bloß eine Chemotherapie zu machen, sagt Gert.«

Ellen schüttelte matt den Kopf.

»Warum nicht? Der Tumor wird kleiner, dann kann man operieren, und viele Metastasen verschwinden einfach. Gert sagt ...«

Ellen setzte sich so energisch auf, wie Julia es ihr nicht zugetraut hätte. Ihr bleiches Gesicht rötete sich.

»Nein! Ich will mich mit dem Zeug nicht vergiften. Ich will mir nicht alles Mögliche rausschneiden lassen und im Krankenhaus an Schläuchen und Apparaten hängen. Nur für ein bisschen Leben, das kein Leben mehr ist. Egal, wie lange. Ich will bleiben, wie ich bin, und sterben, wann ich will.«

Ihre Kraft war schon verbraucht. Sie fiel zurück ins Kissen.

»Das will ich. Bitte. Bitte, verstehe mich.«

Ihre Stimme versagte. Sie hustete heftig.

Der Husten schien sie zu zerreißen. Julia sah sie vor sich, in einem weißen Krankenbett, eine Infusionsnadel im Arm, durch die das krebszerstörende Gift der Chemotherapie in sie hineintropfte, der zarte Kopf kahl, das eingefallene Gesicht ohne Augenbrauen. Wenn sie das hinter sich hatte, würden die Ärzte ihren mageren Körper aufschneiden, darin herumwühlen und große Narben an ihm hinterlassen.

»Lass uns nachher noch mal darüber reden«, flüsterte Ellen.

»Das brauchen wir nicht, Mama. Ich glaube, ich verstehe. Ich glaube, ich will das auch nicht.«

Der Wecker auf dem Nachttisch klingelte. Es war sechs. Ellen richtete sich auf, griff nach dem Wasserglas und der Tablette, die daneben lag, und spülte sie mühsam hinunter, mit zurückgelegtem Kopf, sodass man die Schluckbewegungen an ihrem mageren Hals deutlich sehen konnte.

Sie stellte den Wecker neu ein und legte sich aufatmend wieder hin.

»Was ist das, Mama? Warum musst du das um Punkt sechs nehmen?«

»Ach, das ist nur ...«

Sie zögerte. Dann sah sie Julia ernst an. »Versprich mir, dass du Gert nichts davon sagst.«

»Versprochen.«

»Das ist gegen den Tumorschmerz. Man muss es nehmen, bevor er kommt, immer zur selben Zeit, in denselben Abständen, sonst hilft es nicht.«

Krebs. Tot. Tumorschmerz. O Gott, dachte Julia.

»Schwöre, dass du Gert nichts erzählst.«

»Ich schwöre.«

»Sonst hört er überhaupt nicht mehr auf, mich zu drängen und zu quälen. Ich hab's ja bald hinter mir.«

Julia wollte fragen, was sie bald hinter sich hatte, aber Ellens Augen fielen zu. Julia legte den Arm um sie und sah in das Halbdunkel des Zimmers. Gert hatte es vor zwanzig Jahren eingerichtet, und weil Stoffe und Möbel teuer gewesen waren, sah es immer noch so aus wie damals: seidenbezogene Sessel, schwere Leinenvorhänge, das riesige Polsterbett, maßgeschreinerte Einbauschränke mit Spiegeltüren und Gerts Hochzeitsgeschenk, ein Toiletten-tisch mit Ebenholz- und Elfenbeinintarsien.

Als Ellen tief schlief, öffnete Julia die Nachttischschublade: Tempotücher, ein Taschenbuch mit dem Titel ›Solange du da bist‹ und der Umschlagzeichnung einer in die Ferne blickenden Frau. Eine blaue Tablettenschachtel. ›Meladolon gegen starke Schmerzen‹ stand darauf. Sie drehte die Schachtel um. ›Empfohlene Dosierung: alle 12 Stunden eine Tablette. Bei erhöhtem Bedarf nach ärztlicher Anweisung auch in kürzeren Abständen einzunehmen‹. Mit Kugelschreiber war vermerkt: ›notfalls 1x alle acht Stunden‹.

Julia sah auf den Wecker. Ellen hatte den Weckzeiger auf Mitternacht gestellt, damit sie erinnert wurde, die Tablette zu nehmen. In sechs Stunden. Sie nahm die Tabletten in viel zu kurzen Abständen. Offenbar waren die Schmerzen sehr stark.

Julia sah sie an. Ellen schlief mit einem kleinen Lächeln im Gesicht, den Arm angewinkelt, sodass die offene Handfläche neben ihrem Kopf lag. Julia strich mit dem Finger über das weiche Handinnere, und Ellen schloss die Hand darum, so fest und vertrauensvoll, wie Babys es tun.

Ich passe auf dich auf, Mama, dachte Julia. Ich tue mein Bestes.

Sie saß noch lange da, bis sie schließlich ihren Finger aus Ellens Griff löste und hinausging. Die Tür zu ihrem alten Zimmer stand offen, Klaus Krüger hatte ihren Koffer hineingestellt und einen Klebezettel daran befestigt: »Die Katze ist bei Gesa«.

Sie stieg die breite Treppe hinunter in die Halle mit der dunklen Täfelung, dem riesigen Kronleuchter und dem Tisch mit der hässlichen grün geäderten Marmorplatte, wo immer ein großer Blumenstrauß stand und Gesa die ankommende Post und die Hausbewohner ihre Briefe ablegten, damit Klaus Krüger sie mitnahm. Nach vorne lagen Wohnzimmer, Esszimmer und Gerts Arbeitszimmer mit dem Kamin. Von dort kam der durchdringende Geruch nach Zigarren, und Julia wandte sich schnell nach hinten und öffnete die Tür zur Küche.

Gesa saß am Küchentisch und schälte Pellkartoffeln. Sie sah hoch, als Julia hereinkam, und ihre blauen, ein wenig vorstehenden Augen wurden hell und himmel-

blau, wie immer, wenn Gesa sich freute. Als Kind hatte Julia gedacht, Gesas Augen seien aus einem Stück Himmel gemacht.

»Mien Deern! Meine Lütte! Dass du wieder da bist!«

Julia ging in die Hocke und drückte die Stirn an Gesas Oberarm, wie sie es als Kind getan hatte. Gesa legte ihr kurz und fest die Hand auf den Kopf, schob sie von sich und zog einen Stuhl heran.

»Setz dich.«

Gesa war auf einem kleinen Bauernhof in Nordfriesland aufgewachsen, ihr Vater war früh gestorben, ihre Mutter hatte sie und ihre sechs Geschwister alleine großgezogen, und es hatte zwar viele Gefühle gegeben – vielleicht zu viele –, aber keine Zeit, sie zu zeigen, denn die Zeit war zum Überleben nötig gewesen.

Julia setzte sich, und Gesa schälte weiter.

»Gibt Steak heute Abend. Mit Bratkartoffeln und Erbsen. Alles, was eine, die endlich wieder da ist, gerne mag.«

Gesa war Mitte fünfzig, aber ihre helle Haut war fast faltenfrei. Nur das kurz geschnittene, kräftige Haar war eisengrau.

Sie schob die Schüssel mit den Kartoffelscheiben von sich und faltete die schönen Hände mit den schlanken Fingern.

»Das mit der Krankheit von deiner Mama ist nicht zum Aushalten«, sagte sie mit rauer Stimme. »Dass so was ausgerechnet meiner Frau Arnim passieren muss.«

Sie liebte Ellen. Als Gert sie vor zwanzig Jahren engagiert hatte, um ihnen nach der Hochzeit den Haushalt zu führen, hatte ihr Mann sie gerade wegen einer

anderen verlassen, die ein Kind von ihm erwartete, und sich außerdem geweigert, ihr Unterhalt zu zahlen. Gesa war am Boden zerstört gewesen. Mama hatte sie getröstet, dafür gesorgt, dass Gert ihr im alten Kutscherhaus eine schöne Wohnung einrichtete, und gesagt, dass dies nun ihre neue Heimat sei, wenn sie wolle.

»Es gibt so viele Mistkerle und schlechte Menschen! Warum hat nicht einer von denen die Krankheit gekriegt? Wer bestimmt das? Wer entscheidet so was? Gott? Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Gott ist nicht so. Nicht Gott. Dann könnte ich nicht mehr an ihn glauben!«

Gott bekam ständig Schwierigkeiten mit Gesa, weil er so viel Unrecht geschehen ließ.

Katze, die auf der Schwelle der offen stehenden Hof- tür saß und hinausblickte, kam, sprang auf Gesas Schoß und schnurrte.

»Was ist denn, Mieke?«

»Sie will dich trösten. Sie kommt immer, wenn jemand traurig ist.«

In einem Zimmer wurde so heftig die Klingel betätigt, dass es laut durch die Küche schrillte. Julia wollte auf- stehen, um nach dem Holzkasten zu schauen, hinter dessen Glasscheibe ein Schild mit dem Namen des Zim- mers hochklappte.

»Brauchst nicht nachsehen. Da steht ›Arbeitszimmer‹«, Gesa setzte Katze auf den Boden. »Er ist es. Der! Der klin- gelt immer so. Der will sein Futter. Damit er 'ne Unter- lage im Magen hat und den ganzen Abend Whisky saufen und Zigarren rauchen kann.«

Sosehr Gesa Mama liebte, so wenig konnte sie Gert leiden.

Sie nahm die Schüssel mit den Kartoffelscheiben, ging zum Herd und stellte sie mit einem harten Geräusch ab.

»Geh rüber und sag ihm, das Essen steht in einer halben Stunde auf dem Tisch. Pünktlich auf die Minute.«

Julia öffnete die Tür. Gesa entzündete die Gasflammen und ließ sie laut und fauchend brennen.

»Auch wenn ich mich versündige, wenn ich so was sage«, verkündete sie und vollführte mit dem Zeigefinger eine stechende Bewegung in Richtung Arbeitszimmer. »Der da drüben sollte die Krankheit haben. Diese ekelhafte, widerliche Krankheit. Nicht meine Frau Arnim!«

Dem Gedanken würde ich auch gerne nähertreten, dachte Julia. Aber leider ist es nur ein Gedanke. Keine Chance, dass er Wirklichkeit wird.

Gesa hatte abgeräumt und kam mit dem Nachtsch. »Johannisbeerschnee! Der Lieblingsnachtsch von einer, die endlich wieder hier ist.«

Gert schob die Kompottschale beiseite. »Whisky und Zigarren, bitte.«

Gesa brachte mit lauten, protestierenden Schritten Flasche und Glas, Zigarrenkasten und Aschenbecher und riss die Tür zur Terrasse auf. »Ihre Frau mag's gar nicht, wenn Sie im Esszimmer rauchen, das wissen Sie genau.«

Katze, die draußen gegessen und durch das Glas gestarrt hatte, kam herein und hüpfte auf einen der Stühle neben der Anrichte.

»Verdammt! Das ist immer noch mein Esszimmer, Gesa. Verschwinden Sie. Und nehmen Sie dieses Tier mit.«

Gesa griff nach Katze und trampelte hinaus.

Gert füllte das Glas, nahm einen großen Schluck, zündete eine Zigarre an und blies eine Rauchwolke ins Zimmer.

»Es gibt Zigarren, die duften wunderbar«, bemerkte Julia. »Diese stinkt.«

»Mein Esszimmer, wie schon gesagt. Du kannst auch verschwinden, wenn's dir nicht passt. Ich brauche dich nicht. Ich hab dich nur für deine Mutter hergeholt.«

Julia stand auf.

Er hob die Hand mit der Zigarre. »Moment noch. Hast du mit ihr über die Chemotherapie gesprochen? Sie soll mir nicht einfach so wegsterben. Ich will sie behalten, solange es geht.«

Julia blieb stehen.

»Sie sagt, sie will nicht. Sie will leben, wie sie will, und sterben, wann sie will.«

»Das ist Wahnsinn. So geht das nicht. Du musst noch mal mit ihr reden.«

»Auf keinen Fall. Du quälst sie ja schon genug deswegen.«

Sein Gesicht verzerrte sich, als täte ihm etwas weh. »Hat sie das gesagt?«

»Ja.«

Er leerte sein Glas mit einem Schluck, griff nach der Flasche und füllte es wieder.

»Sie hat mit dir schon nicht leben können, wie sie wollte. Weil du immer alles bestimmt hast. Jetzt soll sie wenigstens sterben, wie sie will. Auch wenn's mich umbringt, dass sie dann vielleicht bald tot ist.«

Julia riss die Tür auf. Als sie die frische Luft im Flur atmete, drehte sie sich um.

»Legst du dich nachher so neben sie ins Bett? Nach Whisky und Zigarren stinkend? Der Geruch macht sie doch krank, wenn sie aufwacht. Noch kränker, als sie schon ist.«

»Was denkst du denn? Ich schlafe auf dem Sofa im Arbeitszimmer.«

Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Gesa kam herunter und schob Julia zurück ins Esszimmer.

»Pst! Nicht so schreien! Meine Frau Arnim liegt oben und braucht Ruhe. Ist das hier ein Kindergarten? Reißen Sie sich gefälligst zusammen, Herr Arnim, und nehmen Sie Rücksicht. Und du auch, Julia.«

Sie verschwand in die Küche.

Gert starrte auf die Glut der Zigarre, nahm einen Zug und stieß eine Qualmwolke aus. »Würdest du jetzt bitte auch gehen?« Seine Stimme klang schwer und schleppend wie die eines Betrunkenen, obwohl er noch nüchtern war.

Katze war durch die offene Tür geschlüpft und hatte sich neben seinen Stuhl gehockt.

»Und entferne das Tier.«

Julia nahm Katze hoch und zog die Tür hinter sich zu. Oben sah sie nach Mama. Sie schlief immer noch fest, der zarte Körper unter der Decke kaum sichtbar, das magere Gesicht weich und entspannt. Nur ein Nachtlicht brannte, Gesa hatte das Wasserglas aufgefüllt, die nächste Tablette aus der Schachtel geholt und eine Thermoskanne hingestellt, mit einem bunten Klebezettel, auf dem ›Kamillentee‹ stand und neben einem breit lächelnden Smiley ›Guten Morgen!‹.

Julia ging leise hinaus und in ihr altes Kinderzimmer.

In ihren Kleidern und Haaren hing der Geruch der Zigarren, aber sie zog sich nur schnell aus, öffnete die Balkontür und kroch unter die Decke. Der fast volle Mond, der am Himmel stand, schien herein.

Wie vor zwanzig Jahren, als sie zum ersten Mal hier geschlafen hatte. Alles war ungewohnt und im Dunkeln unheimlich gewesen, das Zimmer, die unbekanntenen Möbel, die an den Wänden hockten wie Ungeheuer, das Mondlicht, in dem Geister und Gespenster zu tanzen schienen. Julia lag steif vor Angst im Bett und wünschte sich zurück in ihr altes Zimmer mit Mama hinter der Schiebetür und dem geöffneten Fenster, durch das Froschquaken und Hundegebell hereinklang und aus der Ferne das Rauschen des Meeres, auch wenn das eigentlich unmöglich war.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus, sprang aus dem Bett, rannte zur Tür und riss sie auf.

Im Flur standen große dunkle Möbel und hingen seltsame Bilder, aber hier brannte wenigstens Licht, und der Mond schien nicht so bleich herein. Julia machte die Tür fest hinter sich zu, damit die Geister ihr nicht folgen konnten, ging zu Mamas Schlafzimmer, wo ein Pappschild mit der Aufschrift ›Just Married‹ hing, und klopfte.

Es dauerte eine Weile, bis geöffnet wurde. Gert stand im Türrahmen, schwer atmend und mit wirrem Haar, als ob er mit jemandem gekämpft hätte, und band den Gürtel seines Bademantels zu.

»Was willst du?«, fragte er in scharfem Flüsterton.

»Ich will zu meiner Mama.«

»Das geht jetzt nicht.«

»Wer ist da, Gert?«, rief Ellen.

Ich bin's, Mama, wollte Julia rufen, aber Gert legte seine Hand so fest auf ihre Schulter, dass es wehtat, und schüttelte den Kopf.

»Die Haushälterin. Sie fragt, wann wir frühstücken wollen.«

Ellen lachte. »Keine Ahnung. Wer weiß, was heute Nacht alles passiert. Sag ihr, wir melden uns.«

Gert ließ Julia abrupt los, machte eine scheuchende Handbewegung, schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel um.

Sie ballte die Fäuste, um dagegenzuhämmern, doch dann fiel ihr ein, was Helene gesagt hatte. »Der Gert ist ein netter Mann und wird sich sehr bemühen. Gib du dir auch Mühe, ja? Sei nicht zu streng und widersprich nicht gleich, wenn dir etwas nicht gefällt. Versprich's mir!«

Julia fand nicht, dass Gert nett war und sich bemühte, aber sie hatte Helene versprochen, dass sie es tun würde, und was man versprach, das musste man halten.

Sie sah sich um. In das dunkle Zimmer mit dem eisigen Licht und den unheimlichen Gestalten konnte sie nicht zurück. Hier im Flur war es immerhin hell. Aber die Sehnsucht nach Ellen schnürte ihre Kehle zu und trieb ihr Tränen in die Augen. Sie hockte sich auf die Türschwelle, lehnte die Wange an das Holz, Tränen liefen über ihre Wangen, und ein schreckliches schwarzes Gefühl überkam sie: Als ob sie in einen dunklen Abgrund fiel, immer weiter, immer tiefer, und niemand war da, der sie festhielt oder die Hände ausstreckte und sie auffing. Es war das Gefühl der völligen Verlassenheit, das zu den scheußlichsten Gefühlen der Welt

gehört, sie kannte es noch nicht, denn bisher war immer jemand da gewesen. Sie weinte und drückte sich gegen die Tür, bis sie so erschöpft war, dass sie einschlief.

Gesa fand sie dort am anderen Morgen und weckte sie.

»Was machst du denn hier, Lütte?«

»In meinem Zimmer sind Gespenster. Ich wollte zu meiner Mama. Sie hat gesagt, ich kann immer kommen, aber er hat mich nicht reingelassen.«

»Und deine Mama?«

»Sie hat nicht gewusst, dass ich es bin. Er hat gesagt, Sie sind es.«

Gesa schüttelte den Kopf und schnalzte ablehnend mit der Zunge.

»Es ist die Haushälterin, hat er gesagt. Sie sind die Haushälterin, oder?«

Gesa streckte Julia die Hand hin.

»Ich bin Gesa, und du sagst du zu mir. Wir ziehen dir jetzt was an und gehen in die Küche frühstücken. Und wenn noch mal so was ist, dann kommst du zu mir. Ganz egal wann. Mein Zimmer ist gleich neben der Küche. Ich zeig's dir. Du musst so lange klopfen, bis ich aufmache. Ich schlafe nämlich ziemlich fest. Denk dran.«

Julia sah auf Gesas Hand mit den langen schlanken Fingern und war überwältigt vor Glück. Heute Nacht war sie so verloren gewesen und hatte sich so gefürchtet, weil niemand da war und sie Angst gehabt hatte, dass niemals wieder jemand da sein würde, aber hier war jemand, eine große Frau mit blauen Augen und schönen Händen, an deren Tür sie so lange klopfen durfte, bis sie aufmachte.

Sie hätte ihr gerne erklärt, wie froh sie war, aber sie wusste nicht wie. Sie hatte nur ihre Hand ganz fest in Gesas gelegt und gesagt »Gesa – ich glaube, das ist der tollste Name, den ich kenne«, und Gesa hatte vielleicht verstanden, was sie sagen wollte. Sie hatte Julias Hand gedrückt und genickt: »Na dann. Komm.«

